

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische
Militärzeitschrift

Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft

Band: 117 (1951)

Heft: 10

Artikel: Der 23. Juli 1941

Autor: Frank, H.K.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-23145>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Entschlusses genommen. Die Garnison tat unter den obwaltenden Verhältnissen was sie konnte; sie trifft an dem unglücklichen Ausgang des Kampfes kaum eine Schuld. Mut und Tapferkeit einer Mannschaft vermögen nur in seltenen Fällen Fehler wieder gut zu machen, die von der Führung begangen worden sind. Darin liegt die ungemein schwere Verantwortung des militärischen Chefs.

So liegt denn die wichtigste Lehre aus den Kämpfen um Tobruk wesentlich im Bereich der Führung. Der militärische Führer darf sich nicht binden lassen durch scheinbar Bedeutendes, selbst wenn es äußerlich noch so sehr den Anschein des Wesentlichen haben mag. Im Kriege führt nur die entschiedene Beschränkung auf das praktisch Mögliche und der rücksichtslose Verzicht auf alles nur Wünschenswerte zum Erfolg.

Der 23. Juli 1941

Von H. K. Frank

«Es soll sich keiner an der nachfolgenden Schilderung stoßen. Man soll die Dinge sehen wie sie sind. Das Grauenhafteste haben wir gestrichen. Red.»

«Ja, hier von Kr. Trotz Ihrer Vorstellungen erfolgt der Angriff wie bereits besprochen. Bitte mit Ihrer Kompanie gegen Jiulincy anzutreten. Die 1. Kp. hat bereits die Mulde vor Ihnen erreicht. Bitte den Fernsprechan-schlußtrupp zum Bat.Stab zurückzuschicken. Ein Funktrupp ist zu Ihnen unterwegs. Hals- und Beinbruch!»

Dann klackt es leise in der Leitung, dann –

«Ich erinnere nochmals an die Aufklärungsergebnisse von heute früh, Herr Major. Der gegenüberliegende Wald ist stark vom Feinde besetzt. Beim linken Nachbarregiment war die ganze Nacht heftiger Gefechtslärm zu hören. Ich konnte nicht unterscheiden, ob Hurra oder Urräh gerufen wurde. Jedenfalls waren Nahkämpfe im Gange. Zudem hörte man schweres dumpfes Motorengebrumm. Entweder haben die Sowjets Panzer vorgezogen oder schwere Waffen herangebracht.» –

«Ich weiß, mein Bester, aber ich kann es nicht ändern. Der Angriff ist von der Division befohlen. Bitte nochmals, sofort anzutreten. Ende.»

«Fertigmachen» hallt der Befehl über das Kornfeld, in dem die 3. Kp. die Nacht verbracht hat.

Dann wendet sich der Oblt. zu den neben ihm im Graben hockenden Zugführern und gibt die erforderlichen Anweisungen. Mürrisch rappeln sich währenddessen die müden Männer auf. Wie riesige Fledermäuse tau-

chen sie unter den umgehängten Zeltbahnen aus der warmen, schwarzen ukrainischen Erde. Sie strecken die Arme und dehnen den Körper, dann raffen sie die noch taufrischen und feuchten Ausrüstungsstücke zusammen. Wie wütend heult ein Motor auf und am Friedhof von Oteretscho wiehert im Gebüsch ein Pferd. Glutrot und strahlend bricht die Sonne hinter dem balkadurchzogenen Hügelgelände hervor und überflutet die liebliche, noch friedliche Landschaft und die grauen, sich rüstenden Soldatengestalten.

Um Frei sammelt sich der Kompagnietrupp. Sechs Männer sind es. Sie halten zusammen wie Kletten und sind gute, zuverlässige Kameraden. Wie stets sind sie als erste fertig und bereit, ihrem «Alten» bedingungslos zu folgen.

Der sieht sie an. Jeder von ihnen ist ihm auf eigene Art ans Herz gewachsen. Am meisten ist es der kleine Huber. Er ist Grazer und Schauspieler an der Exelbühne in Wien. Trotz seiner Jugend spielt er viele Instrumente meisterhaft und singt wundervoll. Die ganze Kp. liebt ihn, dessen herrliche Stimme und meisterhaftes Spiel ihr manchen Abend verschönerten.

Auch Poldl, der Bauernsohn aus dem fruchtbaren Marchtal in Niederösterreich, ein starkknochiger, zäher Jüngling, dessen Bescheidenheit und Zurückhaltung besonders die Wiener zu seinen Freunden machte, ist ein prächtiger Kerl, der seine schöne, weinreiche Heimat verkörpert.

Gegen ihn wirkt der langaufgeschossene Lehrerssohn aus der einstigen Kaiserstadt an der Donau, Becher, mit dem Pferdegesicht, dünn und dürrig. Im Gegensatz zu ihnen steht der «Kleine Rath» aus der prachtvollen südösterreichischen Alpenwelt, in dem keiner den geübten Bergführer vermutet. Er ist flink, gewandt und ausdauernd, dabei jedem gegenüber stets hilfsbereit und immer freundlich. Frühwald, der wegen seines Herzens auf der rechten Körperseite, nach Urteil der Ärzte in der Heimat sein müßte, sich aber von seinen Kameraden nicht trennen wollte und konnte, ist sein besonderer Freund.

Frei nickt seinen Männern zu. Dann fliegen seine Blicke zu den Zügen.

«Verdammt» murmelt er, «die Kerle brauchen Zeit zum Anziehen wie eine Filmdiva vor der Premiere, wenn – → und schon geschieht, was er fürchtete. Mit dumpfem Mündungsknall verlassen zwei Granaten ein russisches Geschützrohr hinter dem Walde, rasen orgelnd heran und krepieren genau in der Mitte des Zuges am weitesten links. Ein schwerverwundeter Soldat schreit gellend auf, dann sinkt er wimmernd zu Boden. Wieder erfolgen Abschüsse, wieder jagt das ekelhafte Fluggeräusch den Grenadieren Schauer durch die Seele. Instinktiv sinken alle auf die Grabensohle und warten – Einschlag, diesmal beim rechten Zug. Auch da brechen zwei

Männer zusammen. Und nochmals Abschluß – Heranheulen – Einschlag im rückwärtigen Zug. –

«Antreten» brüllt der Oberleutnant. «Zug Ratzmann versorgt die Verwundeten!»

Dann setzt er sich mit seinen Meldern beschleunigt in Gang. Durch brusthohes, taufeuchtes Gras streben sie einer langgezogenen Mulde zu, um sich schnell der Sicht des feindlichen Artillerie-Beobachters zu entziehen. Sie laufen dem Artillerie-Feuer nach vorn davon. Eilig folgt ihnen die Kompagnie, noch in hastender Bewegung Ausrüstung und Waffen ordnend. Bald nimmt sie gnädig der leichte Bodennebel in der Senke auf. Nun sind sie gegen Sicht gedeckt. Nässe durchdringt die Uniformen und kühlt, angenehm empfunden, die erhitzten, dampfenden Körper. Die sowjetische Artillerie schießt ins Leere. Der Befehl: «Marschrichtung die Dreschmaschine auf der Höhe vor uns» und ein Wink Freis in der Richtung dorthin bringen wieder Ordnung in die ein wenig durcheinandergeratene Gruppen. In der Vorwärtsbewegung formiert sich die Kompagnie wie einst bei einer Friedensübung. Mit großen Abständen von Mann zu Mann, von Gruppe zu Gruppe und von Zug zu Zug, strebt sie gedeckt gegen den noch unsichtbaren Feind, durchschreitet die breite, tiefe Balka und erreicht ein abgemähtes Rapsfeld am Hinterhang der Höhe. Nahezu erschöpft sinken die Deutschen an den dort stehenden niedrigen Garbengruppen zu Boden. Nur einzelne gleiten, noch keuchend, auf dem Bauche vor zur Feindbeobachtung. «Frühwald, Meldung ans Bataillon: Kompagnie hat Rapsfeldhöhe erreicht, hält, sichert und zieht schwere Waffen nach. Ausfälle durch Artillerie 4 Verwundete, davon einer schwer. Das linke Nachbarregiment ist noch nicht vorgegangen, die linke Flanke ist daher noch offen.»

Der Gefreite Frühwald wiederholt, gleitet aalgleich weg, pirscht sich nach rechts und ist bald im Gelände verschwunden.

Frei schaut zurück. Langsam schiebt sich der schwere Maschinengewehrzug heran. Immer wieder verschnaufend, bemühen sich die Männer mit den schweren Granatwerfern vorwärts zu kommen. Unter Aufbietung aller Kräfte quälen sich die Pakbedienungen mit ihren gummibereiften Geschützen ab. Weit hinten am Dorfrand von Pariewka zieht der Infanteriegeschützzug entlang, um so zur Kompagnie zu gelangen. Jeder tut, was er kann und muß, um einsatzbereit in die vorderste Linie zu kommen. Doch Frei runzelt die Stirn. Im Augenblick ist die Kompagnie nur bedingt kampffähig, denkt er. Wir brauchen noch Zeit. Dann wendet er sich zu seinen Männern.

«Die Sowjets sind gute Artilleristen» sagt er und stellt mit Befriedigung fest, daß sich seine Zugführer herangeschlichen haben und auf weitere Be-

fehle warten. «Sie schießen taktisch ganz anders als wir. Jeder Schuß liegt an anderer Stelle und sitzt. Man kann ihn daher nie vorausberechnen und deshalb auch nicht ausweichen. Das macht unsicher und kostet Verluste an wertvollen Menschen.»

Dann beobachtet er feindwärts. Auf dem langen, flachen Höhenzug gegenüber protzt neben einer alten, dicken Eiche, wie ein drohendes Ungeheuer ein breiter, hoher Strohhaufen. Der ist charakteristisch für die ukrainische Landschaft und bietet einen weithin sichtbaren guten Anhaltspunkt. Frei glaubt, dahinter Bewegungen zu erkennen. Er vermutet dort den feindlichen Artillerie-Beobachter. Nun - noch kleben wir gedeckt am Hinterhang.

Da gleitet Frühwald bis auf 10 Schritte an ihn heran. Auf den fragenden Blick Freis stammelt er «Befehl vom Bataillon, der Angriff darf nicht stoppen. Vorgehen bis auf die nächste Höhe. Dort erst Halt.»

«Waren Sie beim Kommandeur selber?»

«Jawohl, er gab mir den Befehl persönlich!»

Der Oberleutnant schwankte zwischen Gehorsam und Auflehnung. Er weiß, der Feind ist sehr stark. Die Lage in der linken Flanke ist ungeklärt. Seine Männer sind ausgepumpt, die schweren Waffen befinden sich noch in der Vorwärtsbewegung und sind daher nicht feuerbereit. Die einfachsten Voraussetzungen für den Angriff fehlen also.

Er blickt nach rechts. Dort sieht er die erste Kompanie, weit auseinandergezogen, die Männer wie große, schwarze Ameisen, sich im gelben, fast weißen Stoppelfeld vorwärts gegen Julincy bewegen. Die vordersten nähern sich bereits dem Dorfrand. Längeres Zögern seinerseits würde diese Kameraden in ernste Gefahr bringen. Rasch entschlossen befiehlt er nun alle Einzelheiten für den weiteren Angriff und sofortiges Antreten. Dem dritten Zug gibt er den Auftrag zum Schutz der linken Flanke.

Langsam und vorsichtig zunächst pirschen sich die Infanteristen einzeln vor. Dann huschen sie über die Höhe. Nun fällt das Gelände feindwärts vor ihnen ab. Über mannshohes, schnittreifes Korn bedeckt es wie ein wogender, goldgelber Teppich. In den hinein verkrümmeln sich die Grenadiere und verschwinden, einer nach dem andern. Aber es sieht auch keiner mehr den andern. Die Sichtverbindung, ein starker, moralischer Halt sonst für jeden, ist verloren gegangen. Das macht den einzelnen unsicher und zaghaft. Leise sich gegenseitig anrufend, versichern sie sich der Gegenwart des Kameraden, den ein gütiger Gott für jeden Soldaten schuf.

Nahe scharen sich die Melder um den Kompanie-Chef. Wie Kücken um die Glucke drängen sie in seine Nähe. Der liegt auf dem würzig duftenden Boden, mit äußerlicher Gelassenheit. In seinem Inneren aber sieht

es anders aus. Seine sprichwörtliche Ruhe und Sicherheit haben ihn verlassen. Mit sicherem Instinkt wittert er die große Gefahr. Die ganze Situation gefällt ihm nicht. Er weiß genau, beim Feind ist es gerade umgekehrt. Der sitzt oben auf der Höhe und hat beste Beobachtungsmöglichkeit und gutes Schußfeld. Seit gestern abend konnte er sich ungehindert zur Abwehr einrichten. Das hat er bestimmt mit größter Gründlichkeit und Tücke getan. Jeden Deutschen muß er als dunklen Fleck auf hellem Grund erkennen.

Noch herrscht hüben und drüben tiefes, bedrückendes Schweigen. Nur Lerchen steigen jubilierend im hochsommerlichen Morgen in die reine, klare Luft, hoch hinauf, über Freund und Feind.

Auch die Zugführer fühlen das Drohende der Lage. Sie drängen nach vorn. Der rechte Zug, durch eine M.G.-Gruppe verstärkt, hat bereits die Sohle der flachen Mulde erreicht. Dort zwingt ihn der Befehl des Oberleutnants zum Halten, fordert Verbindungsaufnahme mit der rechten Nachbarkompagnie und engstes Verbleiben auf deren Höhe, da ein Darüberhinausprallen zwei offene Flanken schaffen würde.

Der Führer des zweiten Zuges fragt an, ob er weiter vorgehen darf. Ärgerlich verbietet es Frei. Aber schärfste Beobachtung in der Mulde links ordnet er an.

Als der jüngste Zugführer der 3. Kompagnie, Feldwebel Hawlik, ein Wiener aus dem 10. Bezirk, gar selbst durch die raschelnden Halme heranschleicht und um Angriffserlaubnis nachsucht, fährt ihn Frei ganz gegen seine sonstige Art, so hart und scharf, unter Hinweis auf den erteilten Sicherungsauftrag, an, daß sich der noch nicht Zwanzigjährige sichtlich beleidigt, den älteren nicht mehr begreifend, davondrückt.

«Wo ist die zweite schwere Maschinengewehr-Gruppe!» ruft Frei. «Gleich hinter uns!» ruft deren Melder, der sich als Befehlsempfänger stets beim Kompagnietrupp befand. «Leutnant Seewald ist selbst dabei. Wir haben von da aus gutes Schußfeld auf die Höhe» fährt er fort, «und wir warten auf den Feuerbefehl.»

«Das Feuer auf erkannte Ziele ist frei», gibt der Oberleutnant zurück, froh, dem Feind etwas bieten zu können.

Das Geräusch knickender und abreißender Halme verrät das Entfernen des Melders.

Frei beobachtet die feindbesetzte Höhe. Roggenhalme in Stiefelschäften und im Koppel tarnen ihn gut.

So wie er, gleich lebenden Garben, je nach Körpergröße kniend oder mit gespreizten Beinen, die Augen in Ährenhöhe bringend, tun es die anderen, seine Melder.

Motorengeräusch erklingt. Dann tauchen beiderseits der Strohmiete drüben zwei russische Panzer auf und bleiben dort, weithin deutlich sichtbar, mit auf die deutschen Stellungen gerichteten, drohenden Geschützrohren stehen.

«Sie sichern», murmelte Becher.

Dann wackeln von rückwärts schwere Lastkraftwagen heran. Etwa 1 km von den Panzern entfernt halten sie. Infanterie steigt ab, formiert sich zur Doppelreihe und marschiert geschlossen vor.

«Wie auf dem Kasernenhof!» zischt Frei. Seine Zähne knirschen dabei vor ohnmächtigem Zorn.

Plötzlich fährt eine lange Kolonne motorisierter Geschütze nahezu quer über die Höhe und verschwindet rasch hinter dem Dorfe Juilincy.

Dort scheint eine Straße zu sein, denken die Grenadiere.

Scheck zählt die Kanonen, deren Rohre lange Laubbäumchen zieren, wie riesige Sträube. Zwölf sind es. Also eine ganze Artillerie-Abteilung. Gnade Gott, wenn die erst in Stellung sind, denken die, die es sehen.

Neue Lastkraftwagen schwanken heran. Immer mehr «Iwans» sitzen ab, gehen vor und werden vom Erdboden verschluckt.

Warum schießt bloß unsere Artillerie nicht. Herrgott, sind das Ziele!, wundert sich Frei, und erst jetzt fällt ihm ein, daß heute nicht wie sonst immer, ein vorgeschobener Artillerie-Beobachter bei ihm ist. In der Eile des Aufbruches am Morgen war ihm dessen Fehlen gar nicht bewußt geworden. Jetzt empfand er es bitter. Da benehmen sich die Sowjets wie auf dem Truppenübungsplatz im tiefsten Frieden und man muß machtlos und untätig zusehen, wie sie ihre Vorbereitungen zum Gegenangriff treffen. Plötzlich peitschen helle Geschoßknalle linksrückwärts auf. Verflucht, der Feind ist in der Mulde links, notiert mechanisch sein Hirn.

«Anfrage, ob der dritte Zug schießt!»

Bald kommt die Antwort. «Der dritte Zug schießt nicht!»

Frei durchzuckt es heiß. Also sind wir umgangen und haben den Feind bereits hinter uns.

«Achtung auf die Mulde links.» Von Mund zu Mund geht dieser Befehl weiter. Der Oberleutnant spürt die immer größer werdende Gefahr für seine Kompagnie und fühlt die kommenden unheilvollen Stunden voraus. Etwas muß dagegen geschehen. Aber was, zum Teufel, kann man tun? Zwischen den Fingern zerreibt er Kornähren, bläst aus der hohlen Hand die Grannen fort und ißt die weichen Körner. Jetzt erst bemerkt er starkes Hungergefühl und eine große Leere in seinem Magen.

Er überlegt. Weiteres Angreifen, wie es befohlen ist, ist ohne Artillerieunterstützung nicht möglich, es wäre Selbstmord. Abwehrmöglichkeiten

sind nicht vorhanden. Liegenbleiben aber kostete dauernd Ausfälle. Kein Mann kann sich aufrichten. Auf jedes Zittern der Halme schießen die Roten. Zum Donnerwetter, wären wir trotz gegenteiligem Befehl auf der Rapsfeldhöhe geblieben!

«Frühwald, suche den Alten. Schildere die Lage. Verlange Artillerie-Feuer. Sage ihm, daß wir hier langsam aber sicher verbluten, daher zurückgehen, wenn nicht sofort die eigene Artillerie schießt!»

«Ich versuch's» gibt der Melder zurück und gleitet wie ein Aal hinweg. Geschosse verfolgen ihn zirbelnd, ohne jedoch zu treffen.

«Scheck, schieße eine rote Leuchtpatrone in Richtung auf die feindlichen Panzer und die Infanterie ab – und anschließend eine weiße senkrecht hoch. Man muß es doch von rückwärts sehen und dann auch wissen, daß auf der Höhe starker Gegner sitzt, und schließlich auch, wo wir selber sind. Erfolgt daraufhin nichts von unserer Seite aus, ziehe ich die Kompagnie einfach auf die Höhe hinter uns zurück!»

Zischend steigt mit dünnem, hellgrauem, gekräuseltem Rauchfähnchen das Leuchtzeichen schräg nach oben, flammt rot auf und fällt in sanftem Bogen genau inmitten des Feindgeländes zu Boden. Dann bohrt sich ruckartig, wie eine schnell wachsende Schlange mit mattglühendem Kopf, das weiße Signal senkrecht hoch, verharrt im Scheitelpunkt seiner Bahn scheinbar sekundenlang zitternd und saust in halber Höhe über den es beobachtenden Männern verlöschend zur Erde zurück, dumpf aufklatschend und schwach qualmend, wie in letztem Atem sterbend.

Mit gespannten Nerven erwarten die deutschen Soldaten die Wirkung. Die kommt sofort. Ein Hagel von russischen Geschossen aller Kaliber prescht in sie hinein, Tod und Verderben bringend. Verwundete schreien kurz und laut auf – stöhnen und verröcheln. Wie schwarze, dicke Haufen, im hellgelben Getreidefeld verteilt liegend, bieten sie sich so als gutes unfehlbares Ziel den feindlichen Schützen dar. Doch die eigenen schweren Waffen schweigen.

Da überkommt den Offizier ein heiliger Zorn. Zum Teufel, warum konnte er mit der Kompagnie nicht in dem Rapsfeld liegenbleiben. Man sollte doch immer das tun, was man selber zuerst denkt und daher für richtig hält. Sein untrügliches Gefühl, das sich seither immer richtig erwiesen hatte, sollte man nicht vom nackten Verstand vergewaltigen lassen, denkt er. – «Einzelnen, unter gegenseitigem Feuerschutz zurückarbeiten bis auf die Rapsfeldhöhe!» schreit er mit heller klarer, jetzt allerdings etwas brüchig klingender Stimme in den Gefechtslärm.

Wie von einem schweren, unheimlichen Alpdruck befreit, vernehmen sie, erlöst aufatmend, die Grenadiere und schieben sich, augenblicklich

beginnend, unter Pflege der Rottenkameradschaft, wie dicke Schlangen langsam und schwerfällig durch die hohen, starken Halme zurück, hangaufwärts. Wie wildgeworden hämmern dazu die eigenen Maschinengewehre und versuchen, den Feind in Deckung zu zwingen.

Schweratmend und schweißtriefend, und in jeder Bewegung durch die, alle Körperteile gleich einem tausendarmigen Polypen umschlingenden Kornhalme gehemmt, arbeitet sich der Kompagnietrupp, auf dem Bauche kriechend, zentimeterweise nach hinten. Ermattet, nahezu erschöpft, erreicht der Oberleutnant mit seinen Getreuen den hinteren Feldrain.

Bei seiner dort in Stellung befindlichen Maschinengewehr-Gruppe, deren beide Gewehre ihren tödlichen Strahl mit gleichmäßig nach der Seite sich bewegenden Laufmündungen zum Gegner spucken, verharret er einen Moment, tief luftschöpfend – dann spricht er mit dem Führer, einem älteren Leutnant aus dem württembergischen Schwarzwald, die Lage und seine Absicht.

Doch schon überschlagen sich die Ereignisse. Die Infanterieschlacht entbrennt mit aller Heftigkeit. In seiner härtesten und rauhesten Form zeigt sich der Krieg. Die folgenden 30 Minuten bringen die Vernichtung des deutschen Bataillons. Wer sie überstand, hatte unwahrscheinliches Glück. Nie wird der 23. Juli 1941 von denen vergessen werden können, die lebend davorkamen.

Von halbrechts, aus dem überhöht gelegenen malerischen Dörfchen Julincy, schießen russische Waffen verschiedenster Art. Ihre klein- und großkalibrigen Geschosse zerwühlen die Erde, zerfetzen junges Muskelfleisch, dringen in die Körper, zerschlagen und zersplittern feste, harte Knochen, zerreißen Eingeweide und bohren sich in lebenswichtige Organe. Sie verursachen gräßliche Verwundungen, Schmerzen und Qualen, Leid und Pein.

Links in der Mulde sind die Sowjets, gedeckt und daher ungesehen und unbehelligt, spazierengehenderweise, längst an den Deutschen vorbei, nahezu 600 Schritt ins Hintergelände vorgedrungen. In ihren dreckfarbigen Uniformen sind sie überall, wohin der Oberleutnant blickt, im weiten Gelände zu sehen. Sie gehen aufrecht und langsam, die Gewehre schußbereit unter dem rechten abgewinkelten Arm. Viele von ihnen singen monotone und langgezogene Melodien, unbekannt und fremdklingend den Deutschen. Andere johlen und gröhlen, wild und roh hallt es dauernd durch den immer noch taufrischen Morgen. Sie müssen betrunken sein, denkt Frei.

Auf der Strohhaufenhöhe zwischen Dorf und Mulde stehen feindliche Panzer, rollen Lastkraftwagen, fahren immer noch Geschütze in Stellung, verteilt sich Infanterie und besetzt den ganzen weiten Höhenzug. Immer

mehr wird die Besetzung aus der Tiefe genährt. Es sind Hunderte von Rotarmisten, auch Tausende können es sein, die sich zum Angriff auf die kaum bestehenden deutschen Linien bereit machen.

Die deutschen Waffen aber schweigen. Kein Schuß fällt. Es ist so, als seien sie gar nicht vorhanden.

Allein – im Feuer aller Waffen, bedroht von allen Seiten, beiderseits bereits umgangen, kämpft verzweifelt die Kompanie Frei mit dem, was sie hat: und das ist sehr wenig. – Ja, fast nichts mehr. Viele ihrer Männer sind tot, noch viel mehr liegen verwundet neben ihren Waffen. – Und noch immer gehen die Sowjets vor. Bricht einer von ihnen zusammen, tauchen 10 andere auf; wenn 10 umfallen, kommen 100 andere aus dem Boden. –

Ein Maschinengewehrschütze brüllt auf. Behend gleitet der Oberleutnant zu ihm hin. Der Junge liegt hinter seiner Waffe. Vor sich hat er einen glänzenden Berg leeres Patronenhülsen. Er schießt mit verbissener Wut, den Zeigefinger am Abzug. Die anderen Finger aber sind zerfetzt, abgeschossen. Ein blutender Fleischklumpen ist die Hand, aus dem alabasterbleich die Knochen spießen. Endlich ist der metallene Patronengurt leereschossen. Bleich im Gesicht, setzt der Grenadier den Kolben auf den Boden. Ärgerlich blickt er erst auf seine Rechte, dann sieht er dem Offizier in die Augen. «Da – ausgerechnet jetzt mußten die Hunde mir die Pfote demolieren. Nun ist es aus. Ich kann nichts mehr machen. Nie mehr!», schließt er traurig und verbittert.

Einzelne Soldaten schleichen heran, machen kehrt, knien nieder, schießen in die dichten Massen der ihnen folgenden Russen. Dann stehen sie auf, gehen ein paar Schritte zurück, knien nieder, schießen – mancher von ihnen fällt – bleibt liegen. Immer weniger werden es. Immer mehr dagegen werden die Roten. Und immer geringer wird die Entfernung von Freund zu Feind und damit die Aussicht für die Deutschen.

Der Kompanietrupp ist noch immer unversehrt, wie durch ein Wunder. – Die Melder umgeben, sich am Kampfe lebhaft, fast mit sportlicher Leidenschaft beteiligend, ihren Führer. Ihn lassen sie nicht im Stich.

Dumpfes Gebrumm schwerer Motoren, plötzlich ganz in ihrer Nähe, erregt ihre Aufmerksamkeit. Sie drehen sich alle gleichzeitig darnach um. Da steht ein großer russischer Tank, keine 50 Schritt hinter ihnen, und schießt auf die zurückgehenden deutschen Soldaten weit hinten am Ortsrand von Parijewka. Vermutlich ist es die erste Kompanie, derwegen sich Frei entschlossen hatte, entgegen seines Gefühls, weiter vorzugehen. Neben dem Riesenpanzer steht, mit Front zu ihnen, wie dessen kleiner Bruder, ein Panzerspähwagen. Fast erstarrten die Männer beim Anblick der Ungetüme neben ihnen.

«Rasch wieder ins Kornfeld!» Schreit Frei ihnen zu, «ehe der Panzer uns sieht! Dabei rieselt es ihm eiskalt über den Rücken. Trotz der Hitze fröstelt er.

«Herr Oberleutnant, kann ich auf den Panzer schießen?!» Ruhig fragt es Scheck, der behäbige Matzener Weinbauernsohn.

«Laß, es nützt doch nichts. Im Gegenteil, wenn er auf uns aufmerksam wird, ist's mit uns allen aus.

«Doch, der kleine ist nur ein Panzerspähwagen, gegen den kann man an!»

«Dann meinetwegen, aber mach schnell!»

Gelassen kniet Scheck nieder. Ruhig öffnet er die linke hintere Patronentasche. Dort sind, sorgfältig in Zeitungspapier eingewickelt, wie befohlen, um Verwechslungen zu vermeiden, die 5 SmkH-Patronen aufbewahrt. Dann entladet er sein Gewehr, steckt die Patronen einzeln weg und schiebt den Rahmen der panzerbrechenden Munition ins Patronenlager. Langsam bringt er die Waffe in Anschlag. Sein linkes Auge schließt sich. Auf der Wange bildet sich eine tiefe Falte. Langsam führt sein Zeigefinger den Abzug zurück bis zum Druckpunkt. Dort verharrt er einen Augenblick lang. Dann endlich fällt der Schuß. Gespannt haben die Melder zugesehen. Frei bewundert seinen jungen Kameraden, um dessen Ruhe er ihn beneidet. Nun blicken sie alle, die Gewehre schußbereit in den Fäusten, auf den Panzerspähwagen. Langsam öffnet sich, wie von Geisterhand bewegt, dessen Tür. Leblos rollt ein Rotarmist, wohl der Fahrer, heraus. Im dunkelgrünen Raps bleibt er mit zerschlagener Hirnschale liegen. Durch das offene Schloch hindurch hatte Scheck ihn mitten in die Stirn getroffen. Frei nimmt, die Augen am Fernglas, den Vorgang greifbar nahe war.

Drei andere Russen entsteigen nacheinander dem Fahrzeug. Fast augenblicklich sinken sie, einer nach dem anderen, im Gewehrfeuer der Melder leblos zu Boden.

Da brüllt der große schwarze Panzer plötzlich wild auf. Langsam bewegt er seine rechte Raupenkette, während die linke sich in die weiche Erde tief einwühlt. Schwerfällig dreht sich das Ungeheuer auf der Stelle in Richtung der deutschen Schützen und rollt ruckartig, wie wütend geworden, anfahrend, auf sie zu. Dabei senkt sich sein Turm ein wenig. Drohend neigt sich das Geschützrohr. Ein weißer Feuerstrahl stößt aus der Mündung. Rostfarbener, dünner Rauch kräuselt nach. Dann dröhnt den Männern das Trommelfell vom nahen Abschluß, Einschlag und der Detonation. Die sacken blitzartig zusammen und pressen sich flach auf die Ackerkrumen. Ganz nahe bei ihnen fliegen schwarze Erdklumpen auf und prasseln hart und klatschend auf sie nieder. Ihre Rücken schmerzen davon. Doch

ihre Leiber bleiben heil. Summend verfliegen die Eisensplitter. Der Panzer hält. Hat er Angst weiterzufahren, die paar Deutschen zu überrollen?! Nein – denn hell klingt das Bellen seines Maschinengewehres unter dem Geschützrohr, aus dessen vor- und zurückrasendem Lauf Mündungsfeuer zuckt. Die Geschosse knattern über den Kompagnietrupp hinweg ins Hintergelände. Stumm liegen die Männer. Sie empfinden kaum die Gefahr. An das Sterben denkt keiner. Oder doch? –

Frei ist wütend. Er empfindet die Ohnmacht der Infanterie zu dieser Zeit gegenüber der Technik – wehrlos preisgegeben, denkt er. Wenn nicht bald etwas geschieht, dann – –

Langsam setzt sich der Panzer wieder in Bewegung. Wackelnd schiebt er sich stetig näher an sie heran. Im nächsten Moment muß es aus sein.

Da, sie trauen nicht mehr ihren Augen. Keine 100 Schritte von ihnen entfernt steht, wie ein Kinderspielzeug anzusehen, eine 3,7 cm Pak, deren 4 Mann starke Bedienung durch einen Volltreffer ausgefallen war, einsam und verlassen an einer Rapsgarbe.

Zu ihr hin arbeiten sich sprungweise der Chef der Maschinengewehr-Kompagnie, ein Breslauer Oberleutnant und der Bataillons-Adjutant, ein Leutnant aus Wien. Jetzt sind sie am Geschütz. Jeder erfaßt einen Holm der Spreizlaffette. Rasch geben sie damit der Waffe die grobe Richtung. Der eine reißt den Verschuß auf und ladet, während der andere, das Auge am Okular des Rundblickfernrohres, die Kurbeln der Richtmaschine dreht. Dann Schuß! – Dabei springt die Pak mit ihren gummibereiften Rädchen wie vor Freude ein wenig in die Höhe. – Ein Feuerstrahl schießt aus dem kurzen Rohrspitz hervor, mit wütendem Knall. Im selben Augenblick loht eine Flamme zackend von schwarzem Qualm umgeben aus dem Turm des Panzers, der mit hartem Ruck plötzlich stehen bleibt. Wie ein Geist aus der Hölle steigt sein Kommandant langsam bis zu halber Körperhöhe daraus hervor, lang und schmal. Braungeröstet knickt er in den Hüften ein, sinkt langsam mit hängenden und baumelnden Armen in sich zusammen und bleibt an der Turmkante hängen. – Dem todwunden stählernen Wagen entströmt aus all seinen Öffnungen giftgelber, dicker Rauch – sein letzter stinkender Atem, denkt der Oberleutnant – mit dem zugleich das Leben der Besatzung entflieht. – Gemeiner, ekelhafter Krieg! – Scheußlich! –

Doch zum Nachdenken ist keine Zeit. Die Gefechtslage bei der dritten Kompagnie wird ständig kritischer. Der Selbsterhaltungstrieb macht sich bei ihren Männern immer stärker bemerkbar. Die Rückwärtsbewegungen der noch lebenden Deutschen werden stetig schneller. Überall drängen die Sowjets heftig nach. Immer kommen sie näher und immer werden es mehr. Ihr Gegröhle verstärkt den Schrecken, wirkt auf die gequälten Nerven,

erregt Furcht und zwingt zum Laufen. Lläuft aber eine Einheit erst einmal, dann hält sie keiner mehr auf.

Frei ahnt, was kommt. Er rennt nach rechts zu seiner M.G.-Gruppe. Neben Leutnant Seebald wirft er sich zu Boden.

«Ich ziehe die Kompagnie herauf auf die Höhe. Geben Sie Feuerschutz, bis die anderen beiden Gewehre von Ihnen hier sind. Ich sehe nach dem Kommandeur. Folgen Sie mir dann. Mein Gefechtsstand ist jenseits der Mulde!» schreit er durch den Kampfplärm, dann hastet er, von seinen Meldern gefolgt, weiter. Er hört noch, wie Leutnant Seebald aufbrüllt und sieht ihn zusammensinken. Auch der – verdammt nochmal – nun, die M.G.-Soldaten werden sich um ihren Führer kümmern, falls er noch Hilfe braucht.

Inmitten seines Kompagnietrupps rast er auf eine enge, flache Regenrinne zu, stolpert in ihr, einigermaßen gedeckt gegen das starke Feindfeuer, hangabwärts in die Mulde, in der er den Bataillonsgefechtsstand vermutet. Statt ihm aber findet er auch dort bereits Russen. Die kommen, von beiden Seiten, die Mäntel offen, das Gewehr unter dem Arm in Koppelhöhe schußbereit tragend, schlendernd aus allen Geländevertiefungen, ruhig und gelassen, scheinbar ohne Eile, heran.

Entsetzt verharren die Deutschen bei diesem Anblick einige Sekunden lang im Graben geduckt. Schon aber haben sie sich wieder gefaßt. Neben Frei, der ein Gewehr, das er aufgehoben hat, schußbereit macht, geht Scheck in Stellung. Huber tut dasselbe. Becher schiebt sich näher heran. Auch Rath geht in Anschlag und Frühwald wählt sein Ziel. Alles geschieht schweigend, kein Wort fällt dabei. Fast gleichzeitig drücken alle ab. Keine 30 Schritte von ihnen entfernt sacken fünf erdbraune Gestalten zusammen. Einer von ihnen schreit hell und überlaut auf. Die anderen versinken blitzschnell im Grase. Die nächsten wenden sich eilig zur Flucht. Wieder knallen fünf Schüsse und treffen genau. Mehr Russen laufen darnach seitwärts. Sie drängen in die Regenrinne, ihre Bewegungen reißen andere mit. Eine Panik entsteht unter ihnen, die sich so plötzlich einem abwehrenden Gegner gegenüber sahen, – und eine Lücke – breit genug für die Deutschen.

«Durch!» brüllt Frei. Sie schnellten hochhetzend durch die Mulde, hasten am jenseitigen Hang empor und streben auf ein Kornfeld zu, gefolgt von unzähligen Infanteriegeschossen, die pfeifend und zischend neben und hinter ihnen die Luft zerteilen. Mit keuchenden Lungen laufen sie um ihr Leben. Bitterer Schweiß rinnt von Stirnen und Schläfen. Einige bekommen Seitenstechen, auch Frei. Sein Atem geht erstickend. Wild schlägt sein Herz. Eine unbekannte Art von Schwäche kriecht ihm in die Glieder.

Endlich erreichten sie das schützende Kornfeld. Trampelpfade führen hinein, laufen dann kreuz und quer, getreten von deutschen Stiefeln.

Hier sollte die Kompagnie in Stellung gehen. Da hat sie günstige Abwehrmöglichkeiten. Ein paar Maschinengewehre könnten leicht den russischen Gegenangriff zum Stehen bringen. Aber da liegen nur noch einzelne Grenadiere.

Oberlautnant Frei ist wütend. Da läuft alles planlos zurück, zeigt sich in voller Leibesgröße und läßt sich ohne Gegenwehr einfach abknallen, wie die Hasen. Zum Teufel auch.

«Halt, kehrt, Stellung!» brüllte er aus trockener, gepreßter Kehle. Seine Stimme klingt brüchig und ihm selber fremd.

Viele vernehmen den Ruf, wiederholen ihn und geben ihn weiter. Doch keiner geht in Stellung. Sie hetzen weiter. Hintereinander, nebeneinander, stolpern, richten sich wieder auf und streben dem Dorfrand zu. Noch immer ist der Kompagnietrupp unverletzt, wie durch ein Wunder. Alle laufen vor Frei her; Scheck, Huber, Frühwald, Rath und Becher. Sie drängen sich immer dichter aneinander, wie Schafe bei einem Unwetter. Andere Soldaten gesellen sich hinzu, schließen sich an und bleiben bei ihnen. Alle brüllen sie «Halt, kehrt, Stellung!» Aber keine deutsche Waffe schießt auf den immer zahlreicher werdenden Feind, auf die aus allen Geländefalten, den «Jungen Balkas» hervorquellenden Sowjets, von denen sie, wie zum Scherz, immer rascher zurückgetrieben werden.

Aus dem Zurückgehen wird Flucht, feige, unmännliche Flucht. Ein Laufen um das bißchen Leben. Wie verflogen ist der Verstand, wie in der Sonnenglut verdunstet, das logische Denken. Nur der Selbsterhaltungstrieb herrscht noch – der tierische Instinkt.

Der Oberleutnant behält die Nerven. Er ist empört. Aber was nützen ihm taktische Kenntnisse, militärische Fähigkeiten und hervorragende Führeigenschaften in solcher Lage? Bei der, hätte man sie im Frieden, bei einem Plan- oder Kriegsspiel zugrunde gelegt, jeder Vorgesetzte dem Leiter allen Ernstes empfohlen hätte, besser Postkarten und Zeitungen am Bahnhof zu verkaufen, statt Offizier zu sein. Und hier rast nun jeder vor den auf nächste Entfernung auf ihn gerichteten Mündungen ins Ungewisse hinein – wie lange wohl noch!? – Und wie weit? Da prasselt plötzlich eine Maschinengewehrgarbe in sie hinein – mitten hinein in die graue Menschen Schlange.

Überlaut schreit der kleine Huber auf. Hell klingt seine schöne Stimme durch den Gefechtslärm. Er schreit immer lauter, wie ein sterbendes Tier. Dann bricht er zusammen. Frei springt zu ihm. Huber liegt stumm jetzt auf dem Rücken, die Beine an den Bauch gezogen. Der graue Stoff seiner Uniform auf Leib und Oberschenkeln färbt sich dunkelrot. sein Gesicht wird erst gelb, dann fahl und weiß.

«Huber, was ist?» fragt Frei und kommt sich selber schäbig dabei vor und schämt sich.

«Ach, der Herr Oberleutnant!» antwortet matt die Stimme, wie aus weiter Ferne zu dem nahe beim Sterbenden Knienden kommend. Dann dreht sich der schöngeformte Jünglingskopf zur Seite. Die weit offenen Augen verlieren ihren Glanz, sie brechen. Das Kinn fällt klappend nach unten. Leise klatschend tropft rotes Blut von den Schenkeln, rinnt zwischen zertretenen Halmen hindurch und bildet auf der Erde eine kleine Lache.

Frei packt es wie in körperlichem Schmerz. Er hätte losheulen können.

Mechanisch fährt seine linke Hand über die hohe Stirn, gleitet sanft weiter über die Augen, schließt die Lider und verharrt. Langsam hebt seine Rechte dann das Kinn und drückt es weich nach oben. Einen Augenblick noch bleiben die Hände des älteren, noch lebenden auf dem Antlitz des jüngeren, nun toten liegen. Er ist überwältigt. Heftiger Schmerz wühlt in seiner Seele. Seine Hände tasten dann über den nassen Rock des gestorbenen Kameraden, öffnen ein wenig zitternd die linke obere Tasche und entnehmen daraus das zerknitterte Soldbuch. Zögernd hält er es eine kurze Weile in den Fingern. Dann steckt er es wieder zurück. Er kann den Gefallenen ja jetzt nicht beerdigen. Andere werden es später tun. Und die müssen ja wissen, wen sie in die Erde betten.

Mit Schrecken erinnert er sich endlich wieder seiner eigenen Lage. Geschosse, in seiner unmittelbaren Nähe hart in die trockenen Schollen treffend, scheuchen ihn auf. Ein wenig verstört noch, geht er mit vor Schwäche wankenden Knien weiter. Er folgt den anderen mit großem Abstand. Sein Herz schlägt ihm wild gegen die Rippen. Wieder schießt mit dumpfem, stotterndem Knallen das feindliche Maschinengewehr. Aus der Reihe der Zurückgehenden fällt Schnabel nach links heraus, wie umgeworfen. Sein Hals ist weit aufgerissen. Blut strömt quellend daraus hervor. Nur wenige Schritte weiter vorn sinkt plötzlich lautlos Kapusta ins raschelnde Korn. Sein Körper rollt sich zusammen. Ein leises, kaum hörbares Stöhnen noch, dann strecken sich seine Glieder, nur der Bauch bleibt wie verkrampft eingezogen. Tot – nimmt Frei zur Kenntnis. Das russische Maschinengewehr schießt gut. Die Garbe liegt mitten in uns, denkt Frei. Dann wirft er sich hin. Er robt einige Meter. –

Unteroffizier Prasse, der Maschinengewehr-Gruppenführer, rast heran. Keuchend geht sein Atem. Er brüllt in den Gefechtslärm: «Das geht zu langsam, Herr Oberleutnant, die Russen sind ganz nahe hinter uns!»

Frei sieht sich um. Da sind sie. Diese Gestalten in dreckig grauen Uniformen. Er sieht ihre dunklen Gesichter, das Weiße ihrer schiefen Augen

und bei vielen die kahlen runden Schädel. Oh, wie er sie haßt. Haßt zum ersten Male. Die ganze Mulde ist voll von ihnen. Überall sind sie. Am jenseitigen Hang, in den Regenrinnen, im Kornfeld. Die nächsten sind nur noch 20 oder 15 Schritte von ihm entfernt. Rechts und links von den Deutschen stapfen sie gemütlich in plumpen, staubgrauen Gummistiefeln vorbei, gehen auf gleicher Höhe mit ihnen. Da springt Frei wie elektrisiert empor.

«Wo ist Seebald?!» – ruft er dem vorauseilenden Unteroffizier Prasse nach. Der aber zeigt nur zurück auf die Höhe.

«Wir konnten ihn nicht mitnehmen!» schreit er und stolpert, gefolgt von seinen Männern, durch die klatschenden Halme.

Frei atmet einige Male tief, um seine Lungen zu beruhigen. Dann stapft er weiter. Noch immer ist sein Kompagnietrupp bei ihm. Huber ist tot, hämmert es in seinem Kopf. –

Er sieht auf die anderen. Da bewegen sie sich vor ihm: Scheck, Becher, Frühwald, – Rath fehlt, stellt er fest, er war doch gerade noch da. – Sollte auch er –?

Das feindliche M.G. schießt wieder. Langsam, ruhig, fast faul, mit dumpfem Knallen.

Becher schreit laut auf. – Blitzschnell fährt seine rechte Hand zur linken Schulter. Blut schießt daraus hervor, quillt zwischen den Fingern hindurch.

Frei faßt den Getroffenen um die Hüften. «Komm, gehe weiter, zum Verbinden ist jetzt keine Zeit!»

Der Grenadier lehnt sich schwer an den Offizier. Rasselnd geht sein Atem. «Wahrscheinlich ein Lungenschuß» denkt Frei und fühlt die bei jedem Schritt schwerer werdende Last – gottlob lebende Last. Klebrig und feucht wird seine auf dem Koppel des anderen liegende Hand von Kameradenblut, das rasch gerinnt und auf der Haut brennt. Grünschillernde Fliegen umschwärmen die beiden. Sie lassen sich nicht verscheuchen. So torkeln sie dahin. Langsam, immer langsamer.

Plötzlich sackt Becher, wie von einem schweren Schlag getroffen, in sich zusammen. Frei, vom Sturz mitgerissen, fällt über ihn, faßt sich aber bald und legt den Kameraden auf den Rücken. Behutsam rückt er dessen Sturmgepäck unter die Schultern und bettet den Kopf auf die Zeltbahn. Bechers Gesicht ist bleich. Die bläulichen Lippen zucken. Seine Augen schließen sich. Ein dunkelroter, immer größer werdender Fleck auf der Hose unter dem linken Knie des Kameraden ist Frei Erklärung genug. Er versucht mit großer Vorsicht den Stiefel abzuziehen. Wie von einer Tarentel gestochen fährt Becher auf und stöhnt laut. Durch die hastige Bewegung blutet die zerschossene Schulter stärker.

Frei reißt sein Verbandspäckchen auf. Dabei zittern seine Finger. Dann

windet er den weißen Mull fest um den durchschossenen Unterschenkel über der Hose. Bei jeder Umwindung zieht er fest die Binde an. Der sich bildende Blutfleck darauf wird immer kleiner. Als der Notverband fertig ist, hört das Bluten auf. Was soll er nun tun! Er sieht sich um. Da kommt Frühwald heran. Obwohl die Russen ganz nahe sind, hat er kehrt gemacht. «Hilf mir Becher tragen!»

Beide fassen sie den Liegenden an. Der schreit bei jeder Bewegung seines Körpers auf.

«Laßt mich liegen», bittet er. «Ich sterbe ohnehin. Bringt euch in Sicherheit!»

Frei blickt zu Frühwald. Der zeigt erst auf die Russen, die immer näher kommen, dann erst auf seine rechte Hand, die plötzlich nur noch eine zersetzte, blutige Masse ist. Ein Explosivgeschoß hatte sie in diesem Moment getroffen und gräßlich verstümmelt.

«Gut, bleibe liegen. Ich komme wieder. Verhalte Dich ruhig. Vielleicht sehen dich die Roten im hohen Korn nicht!» sagt Frei, noch an Bechers Seite kniend. Dann nimmt er seine Feldmütze, wickelt sie um des Wieners geschändete Hand und rennt mit ihm weiter, Scheck nach, der noch als einziger von ihnen gebückt durch das Kornfeld schleicht. Doch da knickt auch dieser Nieder-Österreicher zusammen und wälzt sich am Boden. Sofort ist Frei bei ihm.

«Herr Oberleutnant, mein Fuß ist ab!»

«Unsinn, komm!» –

Scheck stützt sich auf die Arme. Frei faßt ihn unter den Schultern und versucht ihn hochzureißen und mitzuziehen. Aber der schwere Körper sinkt wieder auf die Erde zurück. So geht es nicht. Frei ist verzweifelt. Er legt sich nieder, schiebt sich unter den Wimmernden, wälzt ihn auf seinen Rücken, richtet sich mit der lebenden Last mühsam hoch und macht dabei einige wankende Schritte. Die Adern an seinen Schläfen treten dabei hervor wie Schnüre. In ihnen klopft es wie mit kleinen Trommelschlägeln. Er fühlt den Schweiß über sein Gesicht rinnen und beißend in die Augen dringen. Dann schwindelt ihn. Die Sinne vergehen ihm fast vor Erregung und Enttäuschung. Es geht nicht, stellt er erschöpft fest. Wütend über seine eigene Schwäche läßt er sich vorsichtig auf den Boden sinken.

«Herrgott, muß das sein – und wozu?!» – sagt er laut zu sich selber. Einen Augenblick bleibt er so, dann läßt er den Kameraden langsam in die brechenden, knisternden Halme sinken. Aus dem Rockschoß nimmt er dessen Verbandspäcklein. Mühsam entfernt er die schützende, graue Stoffhülle.

Ganz nahe bei ihnen gellt plötzlich das gefürchtete «Urräh, Urräh» in

die Ohren der beiden. Sie zucken zusammen. Frei schaut sich um. Scheck beginnt zu zittern. Sein volles Gesicht ist gelb. Unter seine Augen legen sich tiefe blaue Schatten. Blaß und dünn sind seine zuckenden Lippen.

«Herr Oberleutnant, erschießen Sie mich, ich will den Russen so nicht in die Hände fallen. Bitte, bitte, tun Sie es!» fleht er Frei an.

«Bist wohl verrückt, quatsche nicht so dumm!»

«Sie sind ein Feigling, wenn Sie es nicht tun!» Dabei sieht er den Offizier mit schimmernden, tränenfeuchten Augen bittend an.

Frei weiß nun, daß es nicht nur die Schockwirkung, sondern bitterer Ernst ist, der diesen Jungen zu dieser Zumutung zwingt.

«Geben Sie mir Ihre Pistole. Ich tue es selbst, wenn Sie den Mut dazu nicht haben.»

Sekundenlang kämpft Frei mit sich selbst. Er weiß, wie die Sowjets sich an verwundeten Deutschen vergangen haben und kennt die gräßlichen und grausamen Methoden, Hilflose ins Jenseits zu befördern – doch?! – «Nein, reiß Dich zusammen, Poldl. Ich hole Hilfe. Bald bin ich wieder zurück. Rühre Dich nicht. Wenn sie kommen, stelle Dich tot. Also?» Dann erhebt er sich. Nur noch wenige Schritte entfernt sind die Russen. Bei ihrem Anblick spürt er ein leises Prickeln auf der Haut. Er hört auf das Klopfen seines Herzens. Es ist ihm, als ob jeden Augenblick etwas Furchtbares geschehen müßte. – Etwas Grauenhaftes. Im Leib sitzt ihm ein übelkeiterregendes Gefühl. Ist das Angst, denkt er beklommen. Eigentlich sollte er laufen – rennen, rennen um sein Leben, auf die Häuser am hintern Feldrand, auf Pariewka zu. Dort müßte er auf Kameraden treffen. Die Masse des Bataillons muß doch dort sein.

Doch seine Beine sind schwer, wie Bleiklumpen fühlt er seine Füße. Vor Nervosität und innerer Spannung kommen ihm fast die Tränen. So schwankt er dahin. Neben und hinter ihm ist der Feind. Doch wider sein eigenes Erwarten bleibt er heil. Keines der vielen, ihm zgedachten Geschosse trifft ihn, so sehr er auch damit rechnet – mit Bestimmtheit rechnet, ja – unaufhörlich auf den Fangschuß wartet.

Nach einigen Minuten wird es ihm wieder leichter. Seine Sinne beleben sich. Gleichmäßig und ruhig schlägt das Herz. Er geht jetzt rascher, immer schneller und gewinnt an Boden. Die schützenden Häuser kommen näher. Die Russen scheinen sich um ihn, den Einzelnen nicht mehr zu kümmern. So erreicht er das erste, einzeln stehende Lehmhaus mit rotbraunem Blechdach. Dort sitzt auf einem alten Baumstamm, mit dem Rücken an einen brüchigen, schiefen Gartenzaun gelehnt, der Führer der 1. Kompanie, Oberleutnant Reindl. Der sonst stets lustige Münchner blickt mit leerem Blick zu Frei auf, ohne eine Miene zu verziehen.

Barsch fährt ihn Frei an.

«Bring wenigstens jetzt Deine Kompagnie zur Abwehr in Stellung, nachdem sie uns vorn im Stich gelassen hat.»

Doch der andere bringt nur langsam und schwer seinen rechten Arm in die Höhe, dessen unterer Teil ein plumper, blutdurchränkter Verband ist. Da wendet sich der Führer der 3. ohne ein Wort ab.

Einzelne seiner Männer sammeln sich um ihn. Drei von ihnen schickt er weg, einen in den nahen Wald und zwei in das Dorf, um die noch übrig gebliebenen Versprengten zu sammeln.

Immer mehr Soldaten kommen zu ihm. Troßleute, Köche, Handwerker, Nachrichtenmänner sind es. Er setzt sie alle zur Abwehr ein. Sein steinernes Gesicht, der Ernst seines ganzes Wesens, verschaffen seinen kurzen, knappen Worten Gehorsam. Es genügt ein Wink mit der Hand, eine ruckartige Kopfbewegung oder eine bezeichnende Geste, um den anderen seinen Willen aufzuzwingen.

Schon baut sich um den Stehenden eine hufeisenförmige, kleine Abwehrfront auf. Deutsche Waffen schießen wieder, erst sind es einzelne, dann werden es mehrere – und dazu war es höchste Zeit. Ganz nahe heran sind die Sowjets. Mit starken Infanteriekräften sind sie in der Mulde bis nahe an den Dorfrand, zu den Trossen, hinter denen der Hauptverbandplatz liegt, vorgedrungen.

Da ziehen ihm gestreckten Galopp mit steifen Sprüngen zwei schwere Pferde eine winzige, niedrige Protze heran. Wenige Meter von Frei entfernt wenden sie scharf und halten an einer runden Bodenvertiefung. Dort wartet, fertig zum Aufprotzen, ein leichtes Infanterie-Geschütz. Das ist unsere Rettung! notiert sein Gehirn. Mit einem Satz steht Frei daneben. «Tury», wendet es sich an den kleinen Wiener Leutnant, dabei scheucht er mit einem Zucken seines Kopfes die Protze zurück. «Sie bekämpfen mit Ihrem Geschütz sofort im direkten Beschuß die Russen in der Mulde!»

«Herr Oberleutnant!» weiter kommt der junge Offizier nicht, entsetzt sieht er in das düstere Gesicht des älteren, dann auf das auf ihn gerichtete Gewehr, das dessen Hände langsam entsichern. Da kniet er mechanisch nieder und gibt den einfachen Feuerbefehl. Nur etwa 60 Meter ist das Ziel entfernt.

«Wir liegen im eigenen Splitterbereich. Volle Deckung!» erschallt laut, doch ein wenig brüchig die Stimme Freis. Dann brüllt das Geschützlein auf. Einen kleinen Hopsen machen dabei seine Räder und ein wenig gleitet es zurück.

In schneller Folge rast nun Schuß auf Schuß gegen den Feind. Dort ist die Wirkung vernichtend. Menschen werden zerfetzt und Körperteile fliegen hoch in die Luft.

Panikstimmung erfaßt die Sowjets. In wilder Flucht stürzen sie davon, andere mitreißend, niederwerfend, zertretend. In das wirre Durcheinander reißen Gewehr- und Maschinengewehrfeuer breite Lücken. Wie Halme unter den Schwingen einer scharfen Sense fallen die Verfolger zu Boden und bleiben liegen.

Der Abwehrerfolg war ein vollkommener. Frei ist aber damit noch nicht zufrieden. In seinem Inneren brodelte es. Heiß brennt ihm in der Seele das seinen Verwundeten, die vorn liegen blieben, gegebene Wort: «Ich komme wieder!» an das er selbst nicht glaubte, als er es gab. Aber das Schicksal der Kameraden liegt ihm am Herzen. Er muß daher sein Versprechen einlösen. Der Augenblick dazu ist günstig, wenn er die Situation sofort ausnützt.

«Wer geht mit mir vor, die Verwundeten zu holen?»

Auf diesen Ruf sammeln sich drei Unteroffiziere um ihn. Adam, Meingast und Hawlik sind es. Ein Burgenländer, ein Egerländer und ein Wiener. Noch weiß Frei nicht, daß diese drei die letzten von mehr als zwanzig sind. Nur sie allein blieben heil und am Leben. – Und fast dreißig Männer, Grenadiere kommen heran. Sie sind die übriggebliebenen der Kompanie, die früh vollstark zum Angriff angetreten war. Alle wollen mit. Fanatischer Kampfgeist beseelt sie, Einsatzfreudigkeit und Hilfsbereitschaft.

Die Unteroffiziere nehmen Maschinengewehre auf. Jeder wählt sich aus den Freiwilligen einen Mann dazu aus. Dann legen sie Sturmgepäck, Koppel und Gasmasken in der Geschützstellung zusammen. Rasch versorgen sie sich mit Handgranaten und hängen sich metallene Patronengurten um die Schultern. Einer sammelt alle noch vorhandenen Verbandspäcklein ein, die Frei an die Sechs verteilt. Dann stoßen sie, mit den Waffen auf den Schultern der Schützen, in der Bewegung feuernd, im hohen Getreidefeld etwa 800 Meter weit wieder vor und verfolgen so den nunmehr in dichten Massen fliehenden Feind. Das Feuer auf der Feindseite wird immer schwächer und hört bald ganz auf. Da lassen sie auch ihre Waffen schweigen. Schneller eilen sie weiter, hasten vorwärts und versuchen, ihre alten Stellungen wiederzufinden. – Und sie finden sie.

Was sie da sehen, ist grauenhaft und niederschmetternd. Unauslöschlich graben sich die gräßlichen Bilder in der Mittagsstunde des 23. Juli 1941 in ihre Seelen ein. Sie brennen sich in die harten Soldatenherzen fest. Sie zeigen Unmenschlichkeit und Brutalität, Sadismus und unvorstellbare Gefühlsrohheit verübt an wehrlosen Verwundeten, die das Unglück hatten, den Sowjets in die Hände zu fallen. Von mehr als achtzig deutschen verwundeten Soldaten fanden sie nur noch zwei am Leben. Alle anderen hatten auf bestialische Weise ihr Ende gefunden. Der Oberleutnant stößt

mit seinen Männern zuerst auf den Kompagnietrupp. Dort finden sie einen toten sowjetischen Kommissar. Er ist schweren Handgranatenverletzungen erlegen. Neben seiner rechten Hand liegt eine Pistole. Frei nimmt sie auf. Das Magazin ist leergeschossen und der Lauf ohne Patrone.

Ganz nahe bei ihm liegt Scheck. Er lebt noch. Aus seiner entblößten Hüfte rinnt ein dünner, dunkelroter Blutstrahl.

Wie klein doch sein Körper ist, denkt Frei, während er niederkniet, um den leise stöhnenden Kameraden zu verbinden.

Stockend erzählt der Verwundete: der Kommissar war zu ihm gekommen, hatte seine Pistole gezogen und damit auf ihn geschossen. Beim ersten Schuß stellte sich der in den Hüftknochen getroffene Scheck tot. Trotzdem hatte der Kommissar sein volles Patronenmagazin auf ihn leergeschossen. Erst dann ließ er von seinem Opfer ab und ging davon. – Mit letzter Kraft schleuderte Scheck ihm eine Handgranate nach. Die hatte ihr Ziel getroffen und ihre Wirkung getan.

Da hört Frei seinen Namen rufen. Er blickt in die Richtung. Auf der Mündung eines Gewehrlaufes taucht schwankend ein Stahlhelm aus den Ähren. Meingast eilt sofort dorthin. Er findet Becher, der hochofrenet und fast frisch und lebhaft den sehnlich erwarteten Kameraden begrüßt. Ihm sind Bein- und Schulterwunde gut und sachgemäß verbunden. Frei tritt zu den beiden. Er fragt verwundert. Ein russischer Sanitäter hatte die Hilfe geleistet, antwortet Becher und erzählt: «Die Russen waren in Scharen gekommen und hatten sich wie Aasgeier auf seine Habseligkeiten gestürzt. Um seinen Foto hatten sie sich gestritten und schließlich sich deswegen verprügelt. Er wurde vollständig ausgeplündert. ‚Meinen Brotrest fraßen sie, wie hungrige Wölfe‘, sagte er, trübe lächelnd. ‚Ich schämte mich für sie. Sogar die Socken zogen sie mir aus. Sie kamen mir vor, wie Menschen aus einer anderen Welt. Nur einer, der Sani, war gut. Auf meine unmißverständlichen Zeichen leistete er mir Beistand.‘»

Gemeinsam tragen sie Becher zu Scheck. Dann holen Kameraden einen Panjewagen. Auf fruchtschwere Halme betten sie die traurige Last und fahren sie im Mannschaftszug zurück.

Frei und seine Getreuen aber verteilen sich auf Rufweite und suchen weiter. Ihr Weg ist nur kurz. Schon nach wenigen Schritten erstarrt ihr Blut in den Adern beim Anblick ihrer Kameraden und Mitkämpfer von heute morgen. Alle, die sie finden, sind ausnahmslos grausam verstümmelt und wurden scheußlich zu Tode gequält. Die Körper der meisten sind mit deren eigenen, deutschen Seitengewehren, durchstoßen. Oft zählen sie mehr als dreißig Bajonettstiche. Beim letzten Stich steckt die Mordwaffe noch bis zum Stoßring in der Wunde. Meist aber ragt er aus dem Hohheits-

adler auf dem Rock, auf der linken Brustseite, dicht über dem Herzen der Opfer. Aber auch unmittelbar unter dem Kehlkopf, tief im Munde, auf dem Nabel, in den leeren Augenhöhlen und inmitten der wachsgelben Wangen ist er zu sehen. Vielen sind die Hände durchstochen und fest mit dem blanken Stahl an den trockenen Boden geheftet.

Andere Männer sind mit der dünnen Halsschnur ihrer Erkennungs-
marke erdrosselt worden. Zum Überfluß schnitt man ihnen die Zungen ab,
riß die Nasenlöcher auf und zog Getreidehalme durch die Ohrmuscheln.
Fast alle sind entkleidet, ganz oder teilweise.

«Wie zur Zeit Tschingis Khans» murmelt Frei, der seither vergeblich
nach Leutnant Seewald, seinem M.G.-Zugführer, gesucht hat.

«Kommt mal her!» Seine trockene Stimme klingt rauh.
Ein harter, neuer Ton schwingt darin mit.

Mit düsteren Gesichtern stehen die Kameraden um ihn. Sie warten.
«Wir wollen die Freunde sofort beerdigen. Sie gehören so nicht mehr zu
uns. Der letzte Schritt liegt schon hinter ihnen. Nun soll sie keiner mehr
sehen. Das aber ist alles, was wir noch an ihnen tun können!» –

Hart und tief stoßen die Spaten in die Erde. Sie schaufeln Grab um
Grab, wölben dann flache, schwarze Hügel darüber, unter denen die Ka-
meraden und Freunde ruhen, fern der Heimat, hingemordet und ent-
weiht. Wiesen- und Feldblumen holen sie nun und legen sie wortlos auf
die dunklen Haufen. Einige Minuten bleiben sie, nach erfüllter Kameraden-
pflicht, unbeweglich stehen. Irgend etwas ist in ihrem Inneren zerbrochen.